

Buchbesprechungen

Steffen MARTUS, *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert. Ein Epochenbild*, Berlin 2015, 1037 S., ISBN 978-3-87134-716-0, 39,95 €.

»Wider ein Meisterwerk« überschrieb der Philosoph und Kulturkritiker Walter Benjamin 1930 eine Rezension zu Max Kommerells Buch »Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik«. Diese Überschrift würde man gerne für eine Besprechung von Steffan Martus' dickleibigem Buch »Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert. Ein Epochenbild« übernehmen. Denn einerseits bietet dieser Tausendseiter tatsächlich eine herausragende Darstellung vieler Grundlinien und Details, andererseits gibt das Titelblatt den Gegenstand des Buchs völlig falsch wieder. Das »deutsche 18. Jahrhundert« ist hier nämlich (fast) ausschließlich ein »norddeutsches 18. Jahrhundert« – die österreichische Aufklärung wird nur auf wenigen Seiten gestreift, und zwischen dem Main und den Alpen gab es offenkundig in ganz Süddeutschland kaum einen Funken der im Buch beschriebenen Aufklärung. Und wenn einmal ein süddeutscher Ort wie Freising vorkommt, dann geht es um einen aberwitzigen Hexenprozess gegen Kinder.

Kurios ist dabei, dass auf dem Schutz-Umschlag wie auf dem Rückentitel ausgerechnet ein Ausschnitt aus dem Deckenbild des Kaisersaals der Würzburger (Bischofs-)Residenz Käufer anzulocken versucht. Diesem Tiepolo-Fresko widmet der Germanist Steffan Martus immerhin an die zehn Seiten – gerade ein Prozent seiner auf norddeutschem Boden weit ausgreifenden Darstellung (Hamburg hat hundert Seiten); ansonsten aber keine Rede von Klöstern bzw. Stiften wie Polling und seinem bis heute berühmten und europaweit vernetzten Aufklärungs-Prälaten Eusebius Amort (1692–1775), kein Wort über Abt Martin Gerbert von St. Blasien (1720–1793) oder den in Aresing bei Schrobenhausen geborenen Johann Michael Sailer (1751–1832), der 1794 wegen aufklärerischer Tendenzen an der Dillinger Universität entlassen wurde. Es fehlt hier der kaum zu überschätzende Konstanzer Aufklärer Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860); und es gibt hier ebenso wenig eine (1759 gegründete) Bayerische Akademie der Wissenschaften wie den ihr vorausgehenden Kreis um die Zeitschrift »Parnassus Boicus« (ab 1722 herausgegeben von den Pollinger Augustinerchorherrn). Noch die letzten Streitigkeiten zwischen norddeutschen Universitätsprofessoren werden ausführlich geschildert – der für Süddeutschland höchst bedeutsame und vielfach ins Deutsche übersetzte, noch mehr aber in den Originalsprachen Latein und Italienisch gelesene Aufklärer Lodovico Antonio Muratori (1672–1750) wird dagegen nur einmal und nur mit einem einzigen Titel seiner auf viele Wissensgebiete verstreuten und nicht zuletzt in Augsburg veröffentlichten Publikationen genannt – nämlich mit seiner »Wahren Andacht des Christen«. Kein Wort über seine Schriften zur Ästhetik, zum Sozialwesen, zur Kirchen- und Staatsreform usw. Den großen Bereich der Volksaufklärung, mindestens so bedeutsam wie die Uni-Zänkereien im Norden, fertigt Martus übrigens in elf Zeilen ab.

Und mit Muratori fehlen vollständig die Augsburger Verleger des späten 18. Jahrhunderts, von denen der Berliner Verleger und Buchhändler Friedrich Nicolai (1733–1811) nach seinem Besuch am Lech voll Neid feststellte, sie gehörten zu *den größten und reichsten in Deutschland, und vielleicht in Europa*, vor allem seit der, wie Nicolai sie sieht, *vermeinten(!) Aufklärung im katholischen Deutschland*. Diese Augsburger Produktion wurde durchweg *in Auflagen von 3.000 bis 5.000 gedruckt, und in sehr kurzer Zeit verkauft*, so Nicolai (in Norddeutschland betrug eine Normalauflage damals in der Regel ein Zehntel der Augsburger Produktion). Aber diese Verlage kamen mit ihrer umfangreichen Produktion (meist) nicht zur Leipziger Buchmesse, weil sie ihre Bücher höchst erfolgreich und modern

im Direktvertrieb bei den Interessenten absetzen. So sind sie mitsamt dem geistig-geistlichen Umfeld, (für) das sie druckten und verbreiteten, für eine nach wie vor nord- und kleindeutsche borussische Kulturwissenschaft einfach nicht existent!

Der Rest ist freilich nicht Schweigen, sondern begeistertes Lob: der dickleibige, mit dem Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis ausgezeichnete Band liefert einen ausgezeichneten Überblick über eine große Epoche der deutschen Geistesgeschichte – allerdings auf einem geographisch eng begrenzten Raum nördlich der Mainlinie! Oder – wie dichtete Ernst Moritz Arndt (1769–1860) 1813 während der Befreiungskriege, wenn auch in einem wenig aufklärten, nationalistischen Sinn: *Das ganze Deutschland soll es sein!*

Ulrich Scheinhammer-Schmid

WOLFGANG MÄHRLE (Hg.), Aufgeklärte Herrschaft im Konflikt. Herzog Carl Eugen von Württemberg 1728–1793 (Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung. Schriftenreihe des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins 1) Stuttgart 2017, 355 S., 26 Abb., 5 Tab., ISBN 978-3-17-032434-3, 25 €.

Noch einigermaßen zeitnah sind jetzt die Vorträge einer gleichnamigen Tagung (»Aufgeklärte Herrschaft im Konflikt. Herzog Carl Eugen von Württemberg 1728–1793«) im Verlag W. Kohlhammer erschienen. Die genannte Tagung wurde im Dezember 2014 in Stuttgart vom »Arbeitskreis für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine« beworben und durchgeführt. Als Herausgeber fungierte Dr. Wolfgang Mährle, Archivar am Landesarchiv Baden-Württemberg/Abteilung Hauptstaatsarchiv Stuttgart und ausgewiesener Fachmann für die frühneuzeitliche Bildungs-, Herrschafts- und Wissensgeschichte in Süddeutschland. Die Tagungsprotokolle sind nun als Jungferband in der von Nicole Bickhoff herausgegebenen Reihe »Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung« erschienen. Der mit einem ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 311–344) sowie einem Personen- und Ortsregister versehene, interdisziplinär ausgerichtete Band bündelt 18 Beiträge namhafter Autorinnen und Autoren. Es versteht sich, dass in einer summarischen Rezension nicht alle Einzelbeiträge genannt werden können.

Der lange regierende württembergische Herzog Carl Eugen (1728–1793) ist – ähnlich wie der »wilde« Markgraf Carl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach (1712–1757)¹ auf fränkischer Seite – eine schillernde Figur der Landesgeschichte geblieben. Zahlreiche Schlossbauten in und um die herzoglichen Residenzstädte Stuttgart und Ludwigsburg (Neues Schloss in Stuttgart, Schloss Monrepos, Solitude mit Schlossallee und Hohenheim) verliehen dem Land im späten Barock und Rokoko Glanzlichter, die sich nicht vor dem *teufelsbauwurm* der Schönborn-Dynastie in Mainz, Würzburg oder Bamberg zu fürchten hatten. Rolf BIDLING-MAIER (Im Glanz des Rokoko. Funktion und architektonische Gestaltung der Schlossbauten Carl Eugens und sein Einfluss als Bauherr, S. 134–152) vom Stadtarchiv Metzingen ist nur einer der Autoren, der Carl Eugen als Rokokofürsten par excellence würdigte. Eva-Maria SENG (Urbanistische Projekte in Stuttgart zur Zeit Carl Eugens, S. 153–182) von der Universität Paderborn ergänzt die Aktivitäten Carl Eugens und seines Hofbaumeisters Fischer um die weniger bekannten städtebaulichen Maßnahmen, insbesondere bei der Niederlegung überflüssiger Stadtbefestigungen. In der Denkmalpflege und der Architekturtheorie diskutiert man deshalb unter dem Stichwort »Embellissement« auch die Regierungszeit Carl Eugens. Memorierend wirkten aber ferner des Herzogs aufse-

¹ Georg SEIDERER (Hg.), Carl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach (1712–1757). Der »Wilde Markgraf« (Jb. des Historischen Vereins für Mittelfranken 103) Ansbach 2015.

henerregende und konfliktreiche Begegnungen mit berühmten Zeitgenossen wie dem Rechtsgelehrten Johann Jacob Moser, Christian Friedrich Daniel Schubart und Friedrich Schiller, die dem Regenten politisch-kulturelle Nachhaltigkeit sicherten. Carl Eugen nahm in den sozialkritischen Schriften der Schubarts und Schillers eine hervorgehobene Stellung ein, zumal beide die absolutistische Landesherrschaft als auch die Dekadenz beziehungsweise die sittenlose Verschwendung in der höfischen Gesellschaft anprangerten. Friedrich Schiller nannte Carl Eugen einen *Despoten* und entzog sich dem Zorn des Herzogs nur durch seine Flucht in das kurpfälzische Mannheim. Ferner trugen zahlreiche Frauen – verheiratete (Franziska Leutrum von Ertingen) wie unverheiratete Mätressen – aus dem höfischen Umkreis zum kollektiven Gedächtnis des Herzogs bei. Franziska von Hohenheim (1748–1811), seine langjährige Mätresse und zweite Ehefrau, spielte dabei für die herzogliche *memoria* eine besondere Rolle. Bereits Wilhelm Zimmermann äußerte sich dazu 1837 in seiner Geschichte Württembergs anerkennend: *Die Liebe zu dieser Frau gestaltete ihn, mächtiger als Alles andere, schnell um. Sie wurde der Schutzengel des Landes. In ihrem Umgang lernte der Herzog sich selbst erkennen und sich fassen. Die Anmuth ihrer Sitten, die nicht Unedles und Unreines in ihrer Nähe duldeten, zog ihn von seinen Ausschweifungen ab, ihr gebildeter Geist, der eine stille Macht über ihn ausübte, leitete ihn von dem eiteln Geräusche seiner kostspieligen Festlichkeiten hinauf zu edlen, geistigen Genüssen, wie zu den Pflichten des Landesvaters* (aus dem Beitrag von Johannes MOOSDIELE-HITZLER, Franziska von Hohenheim. Carl Eugens »irdische Urania«? Dekonstruktion eines altwürttembergischen Erinnerungsortes, S. 59–83, hier 59).

Die fast fünf Jahrzehnte währende Regierungszeit Carl Eugens war für Württemberg aber auch eine Zeit der Aufklärung und der landesweiten Reformtätigkeit. In Brüssel geboren und zeitweise am preußischen Hof erzogen, kannte Carl Eugen zwar bei seinem frühen Regierungsantritt mit sechzehn Jahren das Land allenfalls oberflächlich, doch blieb ihm eine lange Lebens- und Regierungszeit vergönnt, die zweifelsohne zu einer Konsolidierung der Regierungs- und Verwaltungspraxis einerseits und zu einer Systemmodernisierung durch den katholischen Herzog in seinem lutherisch geprägten Land andererseits beitrug. Carl Eugen stand deshalb nicht nur für eine Epoche glänzender Herrschaftsrepräsentation, sondern auch für aufgeklärte Reformen unter dem Einfluss Johann Jacob Mosers (Frank KLEINEHAGENBROCK, Die Konsolidierung von Regierung und Verwaltung unter Carl Eugen. Zur Bedeutung der Reformimpulse Johann Jacob Mosers für die herzogliche Politik, S. 184–198). Hinzu kam bei Carl Eugen eine zwar verfassungsgemäß garantierte, für die Zeit aber doch bemerkenswerte konfessionelle Toleranz. Sie manifestierte sich in den konfessionsgeschiedenen Ehen des Herzogs, die ja keineswegs Privatsache, sondern Strukturelemente der Landespolitik waren. Entsprechend notierte Gräfin Franziska von Hohenheim am 20. August 1780 – es war ein Sonntag – in ihrem Tagebuch: *Es geng nacher Stuttgart um halb 9. Uhr, da gengen der Herzog in Ihre [katholische] Kirch u[nd] ich in meine*, d. h. in die evangelische Kirche (Hermann EHMER, Konfession und Politik. Herzog Carl Eugen und die württembergischen Landstände, S. 199–222).

Der Sammelband entwirft – so der Klappentext des Herausgebers – ein neues Bild der Persönlichkeit Carl Eugens und beleuchtet seine Politik im Kontext des »Aufgeklärten Absolutismus«. Dieser Wunsch ging in Erfüllung. Württembergs Hof und Regierung konnten sich in der Zeit zwar nicht am preußischen Vorbild unter dem »Philosophenkönig« Friedrich II. messen, doch zeigte der Herzog durchaus Interesse an aufgeklärter Reformpolitik. Für die Aufgeschlossenheit gegenüber Bildung, Kunst und Kultur stehen 1761 die Gründung einer »Académie des arts« in Stuttgart, 1765 die Öffnung der Herzoglichen Bibliothek in Ludwigsburg als Vorläuferin der heutigen Württembergischen Landesbibliothek und 1767 die zeitlich unbegrenzte Übernahme des Rektorenamts (*rector perpetuus*) an der Universität Tübingen, die er 1769 in »Eberhardo-Carolina« umbenennen ließ. Schließlich gelang es dem Herzog, mit der Begründung eines Erziehungsinstituts auf der Solitude

1770 die Entwicklung hin zur Hohen Carlsschule einzuleiten. Diese Eliteschule entwickelte sich von einer Militär- und Kunstakademie zu einer allgemeinen Hochschule (Frederic GROB, Carl Eugen und »seine« Hohe Carlsschule [1770–1794]. [Militärischer] Handlungsspielraum gegen die Ständevertretungen?, S. 272–285; Matthias ASCHE, Zwischen Polytechnicum und Universität. Zur Stellung der Hohen Carlsschule im höheren deutschen Bildungswesen der späten Aufklärung, S. 286–298).

Vieles hat Carl Eugen allerdings nicht systematisch betrieben. Die Kontakte zu seinen Ministern und zu anderen Reichsfürsten waren eher sporadisch als programmatisch angelegt und seine europäischen Reiseziele wählte er nicht primär nach Bildungs- und Reformmotiven. Er duldete aber als Katholik selbst die Verbreitung von Werken, die auf dem päpstlichen Bücherindex standen. Dazu zählte Pietro Gannonese mehrbändige »Storia civile del regno di Napoli« (Neapel 1723/1770). Ein schließlich exkommunizierter Rechtsgelehrter kritisierte darin das »Treiben« der Römischen Kurie im Besonderen und der Geistlichkeit im Allgemeinen (Wolfgang MAHRLE, Giannone in Stuttgart. Carl Eugen und die italienische Aufklärung, S. 49–58). Der Band, dessen Umschlagsbild den Herzog beim Aktenstudium zeigt, wird nicht nur für die württembergische Landesgeschichte, sondern auch für die europäische Aufklärungsforschung insgesamt neue Akzente setzen. So ist der Reihentitel »Impulse der Forschung« durchaus keine Worthülse geblieben.

Wolfgang Wüst

Hubertus SEIBERT (Hg.), Ludwig der Bayer (1314–1347). Reich und Herrschaft im Wandel, Regensburg 2014, 544 S., 21 farb., 25 s/w Illustr., ISBN 978-3-7954-2757-3, 39,95 €.

Die Persönlichkeit Ludwig des Bayern bzw. Ludwigs IV. fasziniert bis heute die Forschung und wird es wohl auch in Zukunft tun. Viele Ereignisse seiner Regierungszeit werden in der hier vorliegenden Aufsatzsammlung neu bewertet, alte Interpretationen einer kritischen Neubewertung unterzogen. Hervorgegangen aus einer Tagung, geht es den Beiträgen dieses Bandes um Wandlungsprozesse im Bereich der Herrschaftsausübung zur Zeit Ludwigs bzw. deren Einbindung in eine gesamteuropäische Entwicklung. In einem ersten Hauptpunkt wird nach normativ-theoretischen Herrschaftsideen (Franz-Reiner ERKENS), nach zeitgenössischen Kommentaren zum römischen Recht bei Cinus de Pistoia (um 1270–1336) (Susanne LEPSIUS) und nachdenkenswertem Einschätzungen in einer Chronik des Lütticher Domherren Jean le Bel (um 1290–1370) (Jean-Marie MOEGLIN) gefragt und analysiert. Unter Ludwig stand auch das Krönungsrecht des Papstes in Frage, wofür seine eigene Kaiserwahl durch Volk und Senat von Rom das herausragende *exemplum* ist. Allerdings muss hier auch auf die Unterstützung durch die römischen Adelsfamilien und deren politische Auseinandersetzungen im »papstfreien« Rom, allen voran auf die Colonna, eingegangen werden (Jörg SCHWARZ). Die enge familiäre Verbindung zwischen Bayern und Österreich und das daraus erwachsende, einzigartige Doppelkönigtum von 1325 reizt zu Überlegungen nach Verfassungskonstruktionen, möglicherweise der Translation der aus dem Lehnrecht erwachsenen Übertragung zu gesamter Hand auf eine herrschaftstheoretische Ebene, zumal eine doppelte Spitze (*dua capita quasi monstrum*) für die Zeitgenossen praktisch undenkbar blieb (Gerald SCHWEDLER).

Es kann hier nicht auf alle Aufsätze eingegangen werden, so mag nur cursorisch auf die Beiträge zu »Herrschaftspraxis und Repräsentation« hingewiesen werden (Claudia GARNIER, Hans-Joachim HECKER, Bernhard LÜBBERS, Michael MENZEL, Doris BULACH, Michael STEPHAN, Sigrid OEHLER-KLEIN, Mirjam EISENZIMMER, Matthias WENIGER). Dabei werden die zahlreichen symbolischen Herrschaftsakte wie auch die lang nachwirkenden Schlachten-erinnerungen deutlich herausgearbeitet. Die Städtepolitik Ludwigs spielt eine große Rolle,

sei es für die bayerische Landeshauptstadt München, sei es für Reichsstädte, die allerdings in dem vorliegenden Sammelband nur auf wenige exemplarische Darstellungen beschränkt sind. Sodann rückt der Hof Ludwigs als Kommunikationszentrum wie als Ort der Kunst in den Mittelpunkt.

In einem weiteren Abschnitt wird die öffentliche Diskussion über den *princeps literatus* beleuchtet bzw. die damals aktuelle Frage, inwieweit Ludwig sich in die theologischen Auseinandersetzungen einzumischen hatte und in welchem Umfang er für die Auswahl seiner Berater wie für deren Meinungen mitverantwortlich war (Eva SCHLOTHEUBER). Päpstliche Konsistorialreden von Clemens VI. waren Teil eines kirchenrechtlich vorgeschriebenen Rituals, um eine gesteuerte medienpolitische Kommunikation anzustoßen, aber auch in ihrer Durchführung ein Akt der symbolischen Repräsentation zu vollziehen. Teilweise wurden sie in den zeitgenössischen Chroniken kritisch kommentiert (Georg STRACK).

Im letzten Abschnitt werden Erinnerung und Mythos des Herrschers thematisiert (Martin KAUFHOLD, Karl Borromäus MURR, Markus T. HUBER). Dabei zeigt sich, dass das von Papst Clemens VI. 1343 geforderte »ewige Vergessen« nicht durchsetzbar war. Zwar kam es zu keiner Bannlösung, aber auch zu keiner Weiterverfolgung der Verdammnis. Die Person Ludwigs blieb präsent – sein Grab wurde aus der Münchener Frauenkirche niemals entfernt – und spielte eine höchst unterschiedliche Rolle in der jeweiligen, von den gesellschaftlich-politischen Kräften vermittelten Geschichtskonstruktion für die Bedürfnisse der jeweiligen Gegenwart. So verwarnte sich Kurfürst Maximilian gegen die Kritik an Ludwig, weil er diese als eine generelle gegen das Haus Wittelsbach und dessen Kaiserfähigkeit verstand. Ab der Aufklärungszeit wurde der Kaiser wechselweise als Vertreter einer romunabhängigen bayerischen Kirchenpolitik, als Vorbereiter einer bürgerlichen Emanzipation interpretiert, aber auch als Verfechter eines bayerischen Patriotismus, der besonders gegen Österreich gerichtet war, oder auch – ganz im Gegensatz dazu – als Gallionsfigur einer österreichisch-bayerischen Annäherung vereinnahmt. Er stand schließlich für einen Treuebund zwischen Fürst und Volk. Aber auch die Mönche von Fürstenfeld legten sich ihr eigenes Bild der Ludwig-Verehrung zurecht.

Es werden also viele Facetten zur Person und Regierungstätigkeit Ludwigs IV. in diesem Band ausgebreitet. Damit zeigt er höchst interessante, zur Diskussion herausfordernde Zugangsweisen zu dieser umstrittenen Herrschergestalt und macht damit deutlich, dass die Forschung über »den Bayern« noch lange nicht abgeschlossen ist. Dem Band wäre eine weite Verbreitung zu wünschen.

Helmut Flachenecker

Richard WINKLER, Ein Bier wie Bayern. Geschichte der Münchner Löwenbrauerei 1818–2003, Neustadt a.d. Aisch 2016, 471 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-87707-093-2, 29,90 €.

Biere, Brauereien und Biergaststätten stehen forschungsstrategisch zugleich für Konsum- und Werbeträger, für die Zunft-, Wirtschafts- und Steuergeschichte, für Migration, Austausch und Kommunikationsströme von Osteuropa nach Westen bzw. von Norden nach Süden, für Gesellschafts- und Sozialgeschichte, für Heil-, Umwelt- und Hygieneprozesse, für Kirchen-, Stifts- und Klosterbeteiligungen oder für die Agrar-, Lebensmittel- und Evolutionsgeschichte. Einige Themenfelder, zu denen im Gegensatz zum Weinabsatz und -handel etwas überraschend der Bierhandel zählt, sind kaum erforscht, über andere wie das Brauereiwesen wissen wir weit mehr. Die Archive des Adels, der Städte und Märkte, der Unternehmen, der Klöster und Stifte sowie der noch immer zahlreichen Familienbetriebe laden über serielle Rechnungs- und Steuerbuchbestände (Bierakzise, Ungeld), Kameral-, Schankkonzessions-, Gerichts- oder Bauakten, Pachtverträge und last but not least die Informatio-

nen zum Konsum, zur Bierwerbung und zum Zeitvertreib in den Schankstätten geradezu zu neuen Blickrichtungen ein. Die hier kritisch anzuzeigende Geschichte der Löwenbrauerei leistet zu allen beschriebenen, bierbezogenen Spielwiesen der Historiker ihren Anteil, so dass – so viel sei gleich zu Beginn gesagt – am Ende ein eindrucksvolles und überzeugendes Werk entstand. Für Bayerisch-Schwaben ist die Ausbeute der naturgemäß München zentrierten Forschungsleistung nicht überwältigend, aber für die regionale Bierindustrie der Moderne ist sie doch auch wegweisend. Augsburg erscheint mit fünf Einträgen im Register, einschließlich Bierdepot und Flaschenbieragentur. Manches Schwäbische hätte man sich statt in der Fußnote aber auch in der Darstellung gewünscht. Die Großbrauerei war jedenfalls in Ostschwaben präsent. Von den 28 Absatzagenturen der Löwenbräu AG im »übrigen« Bayern (außerhalb von Oberbayern) lagen immerhin neun in Schwaben. Sie befanden sich im Stichtag 1957 in Günzburg, Illertissen, Immenstadt, Lindau, Pfronten, Marktobersdorf, Thannhausen, Augsburg und Ulm (S. 341, Fußnote 79).

Richard Winkler, stellvertretender Leiter des Bayerischen Wirtschaftsarchivs in München und ausgewiesener Landes- und Wirtschaftshistoriker – 1999 erschien seine von Alfred Wendehorst betreute Dissertation zur Stadt und zum Landkreis Bayreuth als 30. Band des Historischen Atlas von Bayern/Teil Franken – legte mit »Ein Bier wie Bayern« eine voluminöse, aus dem umfangreichen Archivbestand des Unternehmens schöpfende Unternehmer- und Unternehmensgeschichte vor. Die ausgezeichnete, mit ungezählten Endnoten (S. 313–361) belegte, über fast 200 (196) ebenso inhaltsreiche wie strukturierende Tabellen (S. 365–442) verfügende und trotzdem flüssig geschriebene Darstellung basiert auf dem neuesten Forschungsstand (vgl. hierzu das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis auf S. 445–452). Es handelt sich um den minutiös nachgezeichneten Werdegang einer »Weltbrauerei«, die im Oktober 1818 in der Münchner »Löwengrube« nach langer Zeit (seit 1524) im unternehmerischen Niemandsland unter dem neuen Braumeister und Inhaber Georg Brey aus dem Sud gehoben wurde, um die Taufe in der Biersprache zu umschreiben. Brey kam keineswegs ohne einschlägige Kenntnisse nach München. Er war zuvor Braumeister im Betrieb der Grafen Toerring in Seefeld am Ammersee gewesen. Die Darstellung endet mit dem Verlust der Selbstständigkeit 1997 durch die Eingliederung in den internationalen Bierkonzern Anheuser-Busch InBev. Seitdem teilt »das Münchner Label mit dem Löwen« (S. 307) das Schicksal weiterer 200, ehemals eigenständiger Brauereien unter dem Dach des zurzeit größten Bierkonsortiums der Welt.

Warum nochmals ein Buch zur Geschichte der Münchner Löwenbrauerei? fragt sich wahrscheinlich der eine oder andere Leser, legte nicht der Saarbrücker Historiker Wolfgang Behringer neben seiner 1997 erschienenen Geschichte der Spatenbrauerei 1397–1997 und weiterer Arbeiten zu Münchner Großbrauereien erst 1991 eine ebenfalls flüssig geschriebene und reich bebilderte Monographie zum Löwenbräu mit dem Untertitel »Von den Anfängen des Münchner Brauwesens bis zur Gegenwart« vor? Die Tatsache, dass die Arbeit 1991 eine Auftragsforschung war, das hier anzuzeigende Werk dagegen nach dem Verlust der Selbstständigkeit der Löwenbrauerei ohne Unterstützung des Unternehmens entstand, ist meines Erachtens nicht geeignet, Qualitätsunterschiede festzuschreiben. Das sieht Wolfgang Pleidl in seiner aktuellen Buchanzeige (Schönere Heimat 2 [2017] S. 185) allzu vordergründig. Hier könnte man eher zu dem Urteil kommen, die Passagen zur Degradierung und späteren Emigration des jüdischen Geschäftsführers der Löwenbrauerei unter dem Hakenkreuz, Hermann Schüle (»Chef der Brauerei«, S. 123), sowie deren Auswirkungen auf die internen Betriebsabläufe der Großbrauerei seien bei Winkler zu milde ausgefallen. Hierfür steht auch der Quellenbeleg eines Gestapo-Informanten vom Sommer des Jahres 1935: In der Löwenbrauerei sei »[...] von Nationalsozialismus sehr wenig zu spüren« (S. 123). Auch erfährt der Leser über die Zeit vor 1818, als Löwenbräu noch klein und mittelmäßig agierte, fast nichts. Das ändert sich eben erst mit dem Aufstieg des Unternehmens im Königreich Bayern, als Löwenbräu im bayerischen Isar-Athen zu leuchten begann.

Nach der Lektüre beider Werke weiß der geneigte Leser aber, warum Bücher zur Unternehmensgeschichte doch nicht vergleichbar sind und warum sich der Aufwand Richard Winklers gelohnt hat, rechtzeitig zum 500. Geburtstag des bayerischen Reinheitsgebots eine Neubearbeitung als *opus magnum* vorzulegen. Der Autor hat über Jahre zunächst das historische Material des Löwen-Nachlasses im Bayerischen Wirtschaftsarchiv gesichtet und erschlossen. Davon profitierte die in Neustadt an der Aisch ansprechend gedruckte Publikation in Gestalt ihrer überwältigenden Quellennähe, die zugleich für Authentizität und Genauigkeit sorgte. An Quellensättigung und Faktenpräzision ist die nun vorgelegte Geschichte der Münchner Löwenbrauerei für das 19. und 20. Jahrhundert auch im internationalen und interdisziplinären Vergleich nur schwer zu überbieten.

Richard Winkler führt den Leser souverän durch die Zeiten, durch die Monarchie, die Zwischenkriegszeit, die beiden Weltkriege und die Zeit nach 1945. Unternehmerische Höhen und Tiefen lösten sich ab. Nach dem Zweiten Weltkrieg litt die Brauerei – hier wäre ein vergleichender Ansatz sicher hilfreich gewesen – zunächst vor allem unter den Absatzverlusten auf dem deutschen Inlandsmarkt. Die Teilung Deutschlands führte zu einem Absatzrückgang der Versandmenge um 40 Prozent. In den 1950er Jahren standen dann allerdings der Wiederaufbau der zerstörten Absatzstätten sowie die Erneuerung und Modernisierung der kriegszerstörten Brauereianlagen im Mittelpunkt aller Management-Bemühungen (S. 154). Jede Epoche strahlt im Buch ihre Reize aus. 1872 erfolgte die Umwandlung zur Aktienbrauerei mit der längerfristigen Folge, dass die Löwenbrauerei 1893 wieder zum größten Unternehmen seiner Art in Bayern aufstieg und insbesondere das Exportgeschäft in die USA boomte. Bis 1914 entwickelte sich Nordamerika – über Kanadas Bierimporte erfährt man allerdings wenig bis nichts – für die Löwen zum wichtigsten Absatzmarkt. Die Ironie des Schicksals lag darin, dass es dann ein USA-basierter Weltkonzern mit einem Deutschlandabteiler war, der 1997 das Münchner Traditionsunternehmen »schluckte«. Anheuser-Busch InBev Deutschland mit Verwaltungssitz in Bremen gehört zu dem weltgrößten Brauereiunternehmen. Anheuser-Busch InBev beschäftigt heute rund 200.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in über 50 Ländern, davon rund 2.700 in Deutschland. Die Drucklegung der hier vorgestellten ultimativen Geschichte der bayerischen Löwenbrauerei von den Anfängen bis ins Jahr 2003 wurde finanziell nicht durch Anheuser-Busch, sondern durch die Ruth-Rosener-Stiftung in München und den Förderkreis Bayerisches Wirtschaftsarchiv e.V. gefördert. Auch das ist bezeichnend für die Globalisierung des Biermarktes.

Wolfgang Wüst

Karl PÖRNBACHER (Bearb.), »In Gnaden und aller Wohlgewogenheit«. Briefe der hl. Crescentia an das Benediktinerstift Irsee, Lindenberg i. Allgäu 2014, 152 S., 35 Abb., ISBN 978-3-89870-907-1, 15 €.

Im 18. Jahrhundert trat das Benediktinerkloster Irsee in eine außerordentliche Blüte auf vielerlei Feldern ein. Der Komponist und Musiktheoretiker Meinrad Spieß, der Mathematiker Candidus Werle, der Naturwissenschaftler Eugen Dobler, der Philosoph und Mathematiker Ulrich Weis und der Theologe Ulrich Peutingen sind die berühmtesten Namen des Konvents aus dieser Zeit, doch auch die Orientalisten Joseph Maria Landsee, Martin Pfeifer oder der ins Collegium Protonotarium aufgenommene Placidus Linder wären hier zu nennen. Mönche des Konvents waren Mitglieder der 1759 gegründeten Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Die Forschung umschreibt diese geisteswissenschaftliche Blüte in den Konventen des 18. Jahrhunderts gern mit dem Begriff der »Klosteraufklärung« oder allgemeiner als »katholische Aufklärung«, ohne damit allerdings die monastische Phäno-

menologie des ausgehenden Alten Reiches umfassend zu beschreiben. Die vielfältigen geistigen Aktivitäten waren eingebettet in einen weiten Rahmen. Für Irsee nur wenige Schlaglichter: 1707 begann man mit dem Klosterneubau, 1725 bekam das Gotteshaus sein wohl bekanntestes Prunkstück, die Schiffskanzel. So tut man wohl besser daran, von »barocker Klosterwissenschaft« zu sprechen, um jene vielfachen gelehrten Aktivitäten in ihrem Sitz im Leben zu profilieren.

Das 18. Jahrhundert gilt als das Jahrhundert des Briefes, und insgesamt 37 Briefe der Kaufbeurer Franziskanerin Maria Crescentia Höß bzw. ihrer Stellvertreterin Maria Anna Neth an das nahe Kloster Irsee aus den Jahren 1733 bis 1744 hat Karl Pörnbacher, Vizepostulator im 2001 erfolgreich abgeschlossenen Heiligsprechungsverfahren, aus dem Archiv der Pfarrei St. Martin/Kaufbeuren und dem Crescentiakloster auf germanistische Weise – so etwa mit Beibehaltung der Groß- und Kleinschreibung, des *spatium*-Gebrauchs, ohne Auflösung der Abbreviationen – transkribiert. Die meisten Briefe entfallen als Adressaten auf Abt Bernhard Beck (25) sowie auf P. Meinrad Spieß (6). Die in Kaufbeuren 1682 geborene Anna Höß war 1703 ins Kloster eingetreten, wurde 1717 Novizenmeisterin und 1741 Oberin der dortigen Franziskanerinnen. Schon zu Lebzeiten eine Berühmtheit, unterhielt sie ein weitgespanntes epistolares Netz auch zu den Fürstenhöfen ihrer Zeit – eine insgesamt herausragende geistesgeschichtliche Quelle. Nach den Briefen an Kurfürst Clemens August von Köln 2013 hat nun Pörnbacher einen weiteren wichtigen Bestand mit Transkription und Übertragung in heutiges Deutsch herausgegeben, der vielfältige Einblicke ermöglicht in die Wechselbeziehungen der beiden Klöster von Kaufbeuren und Irsee, in die Frömmigkeitsgeschichte und den jeweiligen Klosteralltag.

So erfahren wir etwa, dass P. Meinrad Spieß einen Wachsstock an Crescentia schickte (Brief 3, S. 48), dass er aber auch im Februar 1742 einen Fragekatalog nach Kaufbeuren übersandte, um Genaueres von den Visionen Crescentias zu erfahren (Brief 17, S. 84–97): wie oft sei ihr der Ordensgründer Benedikt schon erschienen? In welchem Habit? Was habe er ihr anvertraut? Dies interessiert den gelehrten Benediktiner. Volkskundlich Bemerkenswertes, etwa über »Turibi-Kreuze« (benannt nach dem Erzbischof von Lima, Turibius Alfons de Mogrovejo; Brief 12, S. 74), findet ebenso Erwähnung wie die offensichtlich bescheidene Küche bei den Franziskanerinnen mit einem *geringen Mittag Süpplein* (Brief 9, S. 64). Besonderes Interesse kann gewiss der Brief beanspruchen, den Maria Anna Neth bereits am Folgetag nach dem Tod Crescentias (5. April 1744) an Abt Bernhard von Irsee richtete. Darin wird ausführlich der »gute Tod« beschrieben: *ist entlich am heyligen ostertag als solcher geEndet ihrem göttlichen Bräutigam nach gefolgt, nach der schmerzhaften Charwochen, in dem sie ist heut in der Nacht, wie es umb 12. Uhr den straich gethan In gott entschlaffen, in bey sein unseres hochwürd: P. Provincialis, seines Secretary, undt auch unseres hochwürd: Herrn P: Beichtvatter auß der Societät alhier, mit dero Trost undt Vergnügen, deroselben, undt auch in beysein ganzen Convents in gott verschiden, wie sie um 7. Uhr vorgesagt. Umb 12. Uhr stirb ich* (Brief 37, S. 146, 148).

Unmittelbar nach ihrem Tod am Ostersonntag setzte eine Wallfahrtsbewegung ein. Bis zu 70.000 Pilger kamen jährlich zum Grab Crescentias. Das hier anzuzeigende Briefcorpus zeigt nicht nur die Autorität Crescentias, die ihre Briefe einer Schreiberin diktierte, sondern wirft auch in schillernder Weise Schlaglichter auf das Irseer Klosterleben in der ausgehenden ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und bietet damit eine notwendige Ergänzung zur Profilierung des Benediktinerklosters als Gelehrtenkonvent, der in manchen Darstellungen allzu säkulare Züge erhält. Der bibliophil gestaltete Band wird kenntnisreich eingeleitet durch ein Lebensbild Crescentias (S. 8–17), einen Überblick zur Irseer Klostergeschichte in jenem Zeitraum (S. 19–23) wie zu den Beziehungen des Konvents zu den Kaufbeurer Franziskanerinnen (S. 24–40) – eine durchweg gelungene Publikation. Zu hoffen ist, dass der Autor seinen beiden Briefbänden weitere an die Seite stellt.

Christof Paulus

Marita A. PANZER/Elisabeth PLÖSSL, Bayerns Töchter. Frauenporträts aus fünf Jahrhunderten, München 2015, 380 S., zahlr. s/w Abb., ISBN 978-3-86906-755-1, 24,90 €.

Das im Münchner Allitera Verlag wiederaufgelegte Buch der beiden Historikerinnen Marita A. Panzer (Regensburg) und Elisabeth Plöbl (Bobingen) mit dem Titel »Bayerns Töchter« beruht auf einem bereits erschienenen Band mit dem damaligen Titel »Bavarias Töchter« (Regensburg 1997). Aufgrund der großen Nachfrage gab es schon 2005 einen ersten Nachdruck als Taschenbuch, den weitgehend Elisabeth Plöbl, ehemals wissenschaftliche Mitarbeiterin im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld, erstellt hatte. Das Interesse an diesem Themenkomplex erforderte nun eine dritte Ausgabe, die wiederum überarbeitet sowie in Anmerkungen und den beigelegten Literaturnachweisen bis in die Gegenwart ergänzt wurde. Insofern kann dieser handliche Band sicher zur Besprechung anstehen, vor allem auch da hier ein interessanter Schwerpunkt des Allitera-Verlags sichtbar wird. Dieser hatte sich in den letzten Jahren in Zusammenarbeit mit dem Augsburger Lehrstuhl für Didaktik (Ingvild Richardsen) und dem Bayerischen Fernsehen bereits den großen bayerischen Schriftstellerinnen und Gründerinnen des Journalistinnenverbands Carry Brachvogel und Emma Haushofer-Merk angenommen und deren wichtigste Erzählungen neu herausgegeben (vgl. ZHVS 109 [2017] S. 383–385).

In diesem historisch-methodischen Zusammenhang ist nun auch der hier anzuzeigende Band von Panzer/Plöbl zu sehen, der sicher zu weiteren Studien und Beiträgen anregen kann. Denn gerade auch in Bayerisch-Schwaben gibt es noch viele weibliche Lebensläufe, die bisher nur am Rande gestreift wurden, die zwar »irgendwie« präsent sind, aber einer gründlichen Aufarbeitung ermangeln. So hatte sich das Zentrum der barocken Mystik nach dem Tod der Münchner Mystikerin Maria Anna Josepha a Jesu Lindmayr (1657–1726), die 1702 den Spanischen Erbfolgekrieg und die Bedrängnis Süddeutschlands voraussagte, nach deren Tod 1726 eindeutig nach Kaufbeuren verlagert, der Stadt, in der Crescentia Höß (1682–1744), die durch ihre Bußübungen bekannte Oberin des Franziskanerinnen-Klosters, lebte (vgl. S. 18–22). Erzherzogin Maria Amalia, Gattin des Kurfürsten und späteren Kaisers Karl Albrecht, stand mit ihr in engem Kontakt, vor allem aber auch der Erzbischof und Kurfürst von Köln, Clemens August von Bayern, der bei Crescentia geistlichen Rat erbat. Das Leben und Wirken Crescentias wurde oftmals beleuchtet, so von Elisabeth Plöbl. Eine hochaktuelle Untersuchung zu den Barockmystikerinnen liegt mit der kurz vor der Drucklegung stehenden Masterarbeit von Maximilian Mayer über Maria a Jesu Lindmayr vor, die am Münchner Lehrstuhl von Dieter J. Weiß entstanden ist.

Die enge Verflechtung zwischen Altbayern und Bayerisch-Schwaben, die im Buch immer wieder in den einzelnen Lebensläufen sichtbar wird, führt zu verblüffenden Erkenntnissen. Dies gilt besonders – in einem anderen Zeitraum und einer gänzlich anderen Umgebung – auch für eine der berühmtesten Münchnerinnen, die »Schützenliesk«. Für alle Zeiten ist Coletta Möritz (1860–1953) durch das lichte, lebensfrohe Kaulbach-Gemälde festgehalten, das eine junge, vergnügte, Bierkrüge schwingende Kellnerin zeigt. Coletta aber war im Grenzgebiet von Bayerisch-Schwaben geboren worden – die spätere Kellnerin und Wirtin mehrerer Traditionsgaststätten kam im September 1860 in Ebenried bei Pöttmes zur Welt, war dann aber als Kind nach München gekommen und konnte mit Hilfe der Armen Schwestern nach ihrem Schulabschluss eine Anstellung als Kellnerin finden.

Vieles Hochinteressantes, vielleicht bisher nicht so im Blickpunkt Stehendes gibt es bei »Bayerns Töchter[n]« noch zu entdecken – so den Lebensweg der 1861 in Pappenheim geborenen Bertha Kipfmüller, die 38-jährig als erste Frau Bayerns ihr Studium der Germanistik, Sanskrit und vergleichender Sprachwissenschaft mit der Promotion abschließen konnte. Als Ruheständlerin promovierte sie zusätzlich in Jura und wurde als Frau Dr. Dr. Bertha Kipfmüller eine der Mitbegründerinnen des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Natürlich darf in diesem Buch für den schwäbischen Teil nicht die berühmte Margarete Peutinger (1481–1552), geborene Welser, fehlen. Peutinger, hochgebildet und belesen, seit Kindesbeinen in allerhöchste Kreise der Reichsstadt integriert, war in einer modellhaften intellektuellen Partnerschaft, wie sie Erasmus von Rotterdam entworfen hatte, mit ihrem Mann Konrad Peutinger (1465–1547) verbunden. Befreundet mit Kaiser Maximilian I. und durch ihre umfangreiche Korrespondenz verbunden mit den berühmtesten Humanisten der Zeit, deren süddeutsches Zentrum sicher in Augsburg lag, stand sie als Publizistin – in gelehrtem Latein schreibend – einem großen, einflussreichen Kreis vor. Einen ganz anderen Zugang zu diesen höchsten Kreisen des damaligen Abendlandes hatte eine Verwandte der Margarete Peutinger, die berühmte Philippine Welser (1527–1580), nichtstandesgemäße Gattin von Erzherzog Ferdinand, dem Bruder Kaiser Maximilians II. und bis zu ihrem Tod 1567 Schlossherrin in Ambras, ihrem Refugium, das ihr Ferdinand von Tirol und Vorarlberg erbauen ließ, nachdem er in Innsbruck die Regierungsgeschäfte übernommen hatte.

Drei abschließende Schlaglichter auf Augsburgerinnen sollen hier noch eingefügt werden, um zur Lektüre des Bandes anzuregen: so das hochinteressante Leben der Augsburger Lohnschreiberin Clara Hätzler (ca. 1430–1476), die wie ihr Vater und ihre Brüder gegen Bezahlung in geübter Handschrift die Briefe Schreibunkundiger verfasste. Sie zahlte für diese selbständige Tätigkeit auch Steuern an den Augsburger Magistrat. Als weibliche Lohnschreiberin war sie die Ausnahme, schrieb sie selbst um 1450 an ihre Donauwörther Verwandte: »Ich schäme mich fast, weil ich glaube, daß ich in ganz Augsburg die einzige Frau bin, die lesen und schreiben kann.« Dies veränderte sich im Lauf der nächsten Jahrhunderte deutlich, auch durch die Bemühungen der Klosterschulen, die sich der Mädchenbildung annahmten. Dies tat in der autonomen Reichsstadt Augsburg etwa Anna Barbara von Stetten (1754–1805), die aus eigenen Mitteln die »Erziehungs- und Pensionsanstalt«, eine bürgerliche Töchterchule, gründete und hier sechs Freiplätze für Waisen und Halbwaisen anbot; ihre Stiftung, heute das »Von Stettenschen Institut« mit Gymnasium und Realschule besuchten 2013 über tausend Schülerinnen.

Erwähnt werden soll hier auch die Augsburger Kattunfabrikantin Anna Barbara Gignoux (1725–1796), geboren als Tochter eines Augsburger Goldschlagers und als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des Augsburger Wirtschaftslebens des 18. Jahrhunderts kurz vor dem Ende des Alten Reiches verstorben. Mit ihren Kattunmanufakturen hatte sie die gesamten Herstellungsprozesse für feine Baumwollgewebe von der Stoffveredlung bis zur fertig bedruckten Ware zusammengefasst und verbessert, ein Konzentrationsprozess, der sie zur bedeutenden Unternehmerin werden ließ. Die Lektüre ihrer Kurzvita ist nicht nur spannend, sondern wirft einmal mehr ein Licht auf die weiblichen Lebensläufe im Alten Bayern bzw. Augsburg. Unternehmerinnen, fromme Damen und Stifterinnen, Gelehrte, Wohltäterinnen und Mätressen, Ehefrauen und erwerbstätige Frauen, Wissenschaftlerinnen, Gewerkschaftsführerinnen, Sportlerinnen und Tänzerinnen, Widerstandskämpferinnen und Rebellinnen, ausgegrenzte Frauen und Betrügerinnen – die von Plöb/ Panzer vorgestellten 80 Lebensläufe, zusammengefasst in 14 Abschnitten – vermitteln ein Bild weiblicher Existenz vom beginnenden 16. Jahrhundert bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, wenn mit den Biogrammen der Kaufbeurerin Dr. Maria Probst, der 1967 verstorbenen Landtags-, Bundestags- und Europaabgeordneten der CSU, und mit Käte Strobel, der SPD- Bundesministerin und Europaparlaments-Vizepräsidentin, die 1996 verstarb, der gut lesbare Band sich dem Ende zuneigt.

Das Verdienst des vorliegenden Bandes ist sicher zum einen die Überblicksfunktion, die Reduktion auf weibliche Lebensläufe und sicher auch die gute Lesbarkeit, die ein breites Publikum angesprochen hat und weiter ansprechen wird. Elisabeth Plöb und Marita A. Panzer haben jeden Lebenslauf genauestens recherchiert, jeder einzelnen Lebensbeschreibung ein Bild vorangestellt und last not least ein profundes, auf den aktuellsten Stand gebrachtes Literaturverzeichnis nachgeordnet. Über welche der vorgestellten Frauen auch

immer man sich weiter informieren möchte – über die Sendenerin Therese Studer (1862–1931), die die erste Verbandssekretärin der Katholischen Arbeiterinnenvereine Süddeutschlands wurde, oder die Reformatorin Argula von Grumbach (1492–1554), über die »letzten Hexe«, die im Fürstbistum Kempten beheimatete Anna Maria Schwägelin (1729–1781), oder der Wahl-Augsburger Aurelia Deffner (1881–1959), eine der führenden Vertreterinnen der weiblichen Fabrikarbeiter in Süddeutschland – zu all den Genannten und vielen mehr kann man im deutlich erweiterten und ergänzten Anhang des Quellen- und Literaturverzeichnis fündig werden. Alles in allem eine anregende und empfehlenswerte Lektüre, die vielleicht die eine und andere weiterführende Arbeit anregen wird.

Gabriele Greindl

Adina Christine RÖSCH, Das Burgschloss König Ludwigs II. auf dem Falkenstein – ein »kaum existierendes Kunstwerk« (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung 18) Braubach 2016, 404 S., 338 meist farbige Abb., ISBN 3-978-927558-41-0, 65 € (für Mitglieder der DBV 50 €).

Insgesamt: Ein außerordentlicher, bestens recherchierter und reich bebildeter Band zum königlichen Schlossprojekt Falkenstein nahe Pfronten, dem von König Ludwig II. angeordneten Umbau und Ausbau einer nahezu verfallenen Burg auf exponiertem Felsporn im byzantinischen Stil, erschien 2016 als großformatige, knapp über 400 Seiten umfassende Veröffentlichung der Deutschen Burgenvereinigung. Auf der Grundlage ihrer 2012 in der philosophischen wie theologischen Fakultät der Universität Erlangen eingereichten Dissertation hat die Autorin ihre Ergebnisse zu Plänen und Konzepten, zur Ideengeschichte, zu Vorbildern und Entwürfen – alle mit äußerster Akribie recherchiert und sinnvoll zusammengefasst – erneut dargestellt. Ihre Ergebnisse, mit Originalquellen belegt, hat sie zu chronologisch und thematisch geordneten Kapiteln verbunden, gerade auch weit gestreute Quellen und scheinbar kleine und unbedeutende Entwürfe neu geordnet. Ein opulenter Band ist so in jahrelanger Arbeit entstanden, der als beispielhaft gelten kann.

In einem ersten Teil »Von der Burg zum Burgschloss« werden die Planungsgeschichte ab 1883 beschrieben und die verschiedenen Phasen der Entwürfe für die Innen- und Außengestaltung vorgestellt. Der hier präsentierte Lohn der vielen kleinteiligen Recherchen, all die Darstellungen der Burg vor 1883, dann folgend die vielen Planungsskizzen, die vollendeten Außenansichten, Innenraumansichten, die Gartenentwürfe, aber auch technische Zeichnungen wie die des die tiefe Schlucht des Vilstals überspannenden Lastenaufzuges und nicht zuletzt auch die Lektüre der Quellen König Ludwigs II., der ja eine Vielzahl von historischen und künstlerischen Schriften rezipierte (vgl. dazu die Studie von Christine Tauber über Ludwig II. von 2013 und hier bes. auch das Kapitel zu Falkenstein S. 289–298) werden mit äußerster Sorgfalt dargestellt und analysiert. Die vom König und seinen Künstlern gelesenen Werke zur altchristlichen Kunst (Spangenberg 1854), zur byzantinischen und karolingischen Kunst, die Werke zur Gralssymbolik (Albrechts von Scharfenbergs »Jüngerer Titurel«), zur mittelalterlichen Welt der Ritter (Hamilton), zu den Idealen von Ariosts »Rasendem Roland« und zur Person und Figur des byzantinischen »Basileos«, des religiösen und weltlichen Herrschers Ostroms, waren für König Ludwig II. ein geistiger Gegenentwurf zur Welt des späten 19. Jahrhunderts, als die realen politischen Forderungen nach parlamentarischer Mitgestaltung unüberhörbar geworden waren.

In sorgfältiger Rechercharbeit – und in hervorragendem Druck des Buches, dessen Erscheinen durch die Unterstützung der Boehringer-Stiftung in dieser Qualität gewährleistet wurde – stellt die Autorin alle Detailstudien der verschiedenen Planungsphasen vor und illustriert damit ihre These, »dass [das] Burgschloss Falkenstein *Ein Monument für den*

Priesterkönig Johannes ist« (Vorwort S. 13). Den einzelnen Planungsphasen des Außenbaus, angefangen von den Idealplänen des Theatermalers Christian Jank, der für König Ludwig II. immer wieder gearbeitet hat, zu den Entwürfen des Oberhofbaudirektors Georg von Dollmann von 1884, der Hauptplanungsphase unter dem fürstlichen Baurat Max Schultze von 1884/84 und schließlich der letzten Planungsphase unter dem königlichen Baurat Julius Hofmann von 1885/86 werden in einem zweiten Teil die entsprechenden Planungen der Innenräume zur Seite gestellt. Georg von Dollmann und Max Schultze lieferten die Konzeption, August Spieß, Josef Munsch, Hermann Kaulbach und Matthias Wehrmeister gestalteten die Räume immer wieder um, bis die Innenraumkonzeption letztlich erst unter Julius Hofmann 1886 abgeschlossen war.

In einem ersten Exkurs wird Falkenstein als typisches Bauprojekt des 19. Jahrhunderts vorgestellt, das bezugnehmend auf Originalbauten wie der Wartburg, Burg Runkelstein, San Marco oder die Capella Palatina in Palermo Neues und Eigenes schaffen will. In einem zweiten und dritten Exkurs verweist die Autorin auf Gustave Dorés Illustrationen zum »Rasenden Roland« und geht auf König Ludwigs Vorstellung byzantinischer Kunst detailliert ein – Abb. 97 zeigt die wunderbare, bekannte Federzeichnung Georg Dollmanns einer byzantinischen Schlossanlage vor der Kulisse der Alpen – um schließlich in einem zweihundertseitigen Katalogteil die Darstellung der Burg, die vielen Planungsskizzen, die vollendeten Außen- und Innenraumansichten, die Gartenentwürfe, aber auch die technischen Zeichnungen mit ausführlicher Beschreibung abzubilden. Ernst von Destouches' Abhandlung über Falkenstein von 1885 ergänzt diesen umfangreichen Katalogteil. Die folgenden abgebildeten wenigen realisierten Projekte aus dem Projekt »Burgschloß Falkenstein« – Gemälde und Buchmalereien, auch das 1885 gebaute Wasserwerk, das erst im Jahr 1970 abgerissen wurde, zeigen dem heutigen Betrachter dann doch deutlich die letztendliche Unmöglichkeit, dieses Projekt in der Mitte der 1880er Jahre zu realisieren. Umso wichtiger ist der vorliegende Band aus der Forschungsreihe der Burgenvereinigung – für die Burgen als auch Ludwig II.-Forschung –, bildet er doch sicher für alle weiteren anstehenden Fragen und Studien eines der elementaren Werke, auf die in Zukunft zurückgegriffen werden muss. Wie nicht anders zu erwarten bei einem derart sorgfältig gearbeiteten Buch, wird der Band ergänzt durch einen hervorragenden Anhang: Einem Quellenanhang, eingeleitet mit den derzeit gültigen Transkriptionsregeln, folgen Zeittafel, Literatur- und Abkürzungsverzeichnis sowie ein Künstler- und Personenverzeichnis.

Unmöglich, diesen Band nur anzublättern, man sieht sich in die Details ein, in die bisher nicht gesehenen Studien und Zeichnungen – auch historischer Orte wie etwa Alberto Prodocimis Innenansicht von San Marco von 1885 oder die Aquarelle der 1852 restaurierten Hagia Sophia. All dies macht Zusammenhänge klar, lässt aber auch sofort weitere Fragen Gestalt annehmen. Die Entwürfe für ein byzantinisches Szepter, die sorgfältigen Grundrisszeichnungen, die nur noch auf dünnstem Zeichenpapier vorhandenen Detailstudien zu Fensterlaibungen und Balkongeländern, zu Deckengewölben und Portalen, zu Stühlen, Lüstern und Einrichtungsgegenständen, die wundervollen Entwürfe der Außenansichten der Burgschlossanlage und die aus vielen Blickwinkeln gezeichneten Innenräume lassen eine Welt entstehen, die so nicht nur vom König angedacht wurde, sondern auch von den besten Künstlern seiner Zeit. Diese behielten aber auch die Machbarkeit im Auge – Max Schultze ließ die Wasserleitung und einen neuen Weg anlegen – und die Zeichnung des Lastenaufzugs sowie die Grundrisse der einzelnen Stockwerke, die Situationspläne der Anlage unter Berücksichtigung des Felsenuntergrundes, zeigen höchstes künstlerisches, technisches und handwerkliches Können.

Mit den geographischen Gegebenheiten hatten auch die hochmittelalterlichen Baumeister zu kämpfen, welche die Originalburg Falkenstein im 11. Jahrhundert errichtet hatten. Nachdem diese in den Besitz des Grafen Meinhard von Tirol übergegangen war, kam Falkenstein 1310 als Vogtei an die Augsburger Bischöfe. Als sich Michael Kempf, der letzte dort ansäs-

sige Vogt, 1525 auf die Seite der Bauern schlug, war es in der Folge im August 1525 dem Schwäbischen Bund gelungen, die Burg einzunehmen. Wie so viele Höhenburgen verlor sie bald stark an Bedeutung, verfiel und wurde nur noch notdürftig in Stand gehalten, wie aus einem dringenden Schreiben des Füssener Prokurators von 1565 an die fürstbischöfliche Regierung hervorgeht. Auch strategisch war Falkenstein eigentlich nicht mehr vonnöten und so rückte die Burg erst im Dreißigjährigen Krieg wieder in den Fokus, als man in Augsburg Befürchtungen hegte, dass der Kommandant von Hohentwiel Falkenstein zum Stützpunkt ausbauen würde. Um dies zu verhindern, brannte man die noch intakten Teile der hochmittelalterlichen Anlage einfach nieder. Damit schien das Schicksal Falkensteins als Steinbruch besiegelt. Als jedoch 1803 das Hochstift Augsburg an den bayerischen Staat fiel, kam damit die Ruine in den Besitz des neuen bayerischen Königreichs und so konnten die Gemeinden Pfronten-Steinach und Pfronten-Ösch das gesamte Areal 1813 käuflich erwerben. Die zwei Gemeinden waren auch noch die Eigner, als sich König Ludwig II. in den 1880er Jahren für Falkenstein zu interessieren begann.

Heute erinnern ein Ölgemälde des geplanten Falkensteiner Schlafsaals und ein Modell des Burgschlosses im König-Ludwig II.-Museum in Herrenchiemsee an dieses wunderbare Projekt – und nun eben auch der vorliegende, wirklich wärmstens zu empfehlende Band der Deutschen Burgenvereinigung. Und wer über eine gewisse Trittsicherheit verfügt, der kann sich die Geschichte dieses Ortes auch erwandern; die gesicherte Burgruine ist auf mehreren Pfaden erreichbar und bildet heute mit der Burgengruppe Hohenfreyberg-Eisenberg einen zentralen Teil der »Burgenregion Allgäu«.

Gabriele Greindl

LANDKREIS AICHACH-FRIEDBERG (Hg.), *Altbayern in Schwaben*. Jahrbuch für Geschichte und Kultur 2016, 201 S., 154 Abb., 5 Karten, ISBN 978-3-9813801-4-9, 15,90 €.

Mit seinem bunten Themen-Potpourri entspricht auch der zuletzt erschienene Jahresband der Reihe »Altbayern in Schwaben« dem bewährten Konzept. Während die Beiträge fast allesamt in Bezug zum Landkreis Aichach-Friedberg stehen, reicht deren zeitlicher Bogen vom Hochmittelalter bis in die Gegenwart. Die erste Blume zu diesem Strauß trägt Helmut RISCHELT (»Burg, Schloss und Hofmark Baar«, S. 7–34) bei. Rischert bezieht sich dabei auf den 1961 im Neuburger Kollektaneenblatt erschienenen Beitrag von Josef Balle und Josef Heider und reichert diesen durch neue Erkenntnisse und Forschungsarbeiten sowie eindrucksvolles Bildmaterial an. Rischert vergisst dabei nicht, auf den derzeit desolaten Zustand des Unterbaarer Schlosses hinzuweisen. Die Aufsätze von Gerd Michael KÖHLER (»Lorenz Luidl aus Mering [um 1645–1719]. Ein Bildhauer des bayerischen Barock und seine Werke im Wittelsbacher Land«, S. 35–68) und Gabriele RAAB (»Die hl. Kummernis und das arme Geigerlein und ihre Darstellungen im Wittelsbacher Land«, S. 69–78) tragen in verdienstvoller Weise zusammen, was an Skulpturen von Lorenz Luidl bzw. an den volkscundlich so interessanten Darstellungen der hl. Kummernis im Landkreis Aichach-Friedberg erhalten geblieben ist.

Der Beitrag Bettina BRÜHLS (»Der Aichacher Rentamtman Simon von Zwack als Illuminat [1776–1785]. Anmerkungen zur Biographie eines der Aufklärung verpflichteten kurfürstlichen Beamten«, S. 79–96) erinnert nicht nur an einen Mann, der tatkräftig die Ideen einer Umbruchszeit umsetzte, und daran, dass der Illuminatenorden auch auf die bayerischen Landstädte ausstrahlen konnte. Der Beitrag bietet darüber hinaus auch Gelegenheit, der Autorin Bettina Brühl (1943–2017) zu gedenken. Mit zahlreichen Aufsätzen bereicherte sie seit 2004 auch die Reihe »Altbayern in Schwaben«. In ihren Forschungsarbeiten widmete sich die Volkskundlerin meist unbeachteten und doch höchst interessanten Phänomenen,

Berufen und Fragestellungen. Neben ihrem privaten Umfeld hinterlässt sie auch in der Forscherfamilie des Wittelsbacher Landes eine große und schmerzliche Lücke.

Mit der Zeit um 1800 beschäftigen sich auch Rainer ROOS (»Die Luft im Markte Inchenhofen ist vergiftet wegen der schädlichen Gräber Ausdunstungen. Die Friedhofsverlegung 1803«, S. 97–108) und Hubert RAAB (»Vor 200 Jahren: 1816 – Das Jahr ohne Sonne«, S. 109–128). Stehen bei Roos die Überlegungen, die zur Verlegung des Friedhofs geführt haben, die daraus entstandenen Probleme bei der Anlegung eines neuen Friedhofs, aber auch örtliche Bräuche rund um den Friedhof im Fokus der Betrachtungen, so reiht sich Raab in den Reigen der Detailstudien ein, die in Erinnerung an den verheerenden Ausbruch des indonesischen Vulkans Tambora entstanden sind. Raab untersucht dabei die Auswirkungen und Folgen dieser weltweit spürbaren Naturkatastrophe auf die Menschen im Wittelsbacher Land. Anhand der vorliegenden Quellen gelingt es ihm anschaulich, die Not der Bevölkerung, aber auch die Überlegungen der damaligen Zeitgenossen zur Ursache der Hungersnot zu analysieren.

Franz RIB (»Das Gruin-Haus in Todtenweis. Ein neues Heimatmuseum mit 500-jähriger Geschichte«, S. 129–154) und Susanne KÜHNLEIN-VOLLMAR (»Alte Mühle Unterschneitbach – Ein Drama in vier Akten«, S. 155–166) legen mit ihren Untersuchungen zu zwei Baudenkmälern ebenfalls ertragreiche Studien vor. Während Kühnlein-Vollmar v. a. bauhistorische Ergebnisse präsentiert, liegen Rib's Schwerpunkte bei der Geschichte der Bewohner des Gruin-Anwesens. Die verschiedenen Bauphasen ordnet er anhand zahlreicher Quellen in den jeweiligen sozialgeschichtlichen Kontext ein. Sein mikrohistorisch angelegter Beitrag zeigt deutlich, wie gewinnbringend die Beschränkung einer Untersuchung auf eine Einheit (hier ein Haus und seine Bewohner) im Abgleich mit den Ereignissen der »großen« Geschichte und der Situation in Ort und Region sein kann. Margaretha SCHWEIGER-WILHELM (»Ich bleibe ein Wesen eigener Art – Therese Prinzessin von Bayern [1850–1925]«, S. 167–180) erinnert mit ihrem ebenso fundierten wie kurzweilig und angenehm zu lesenden Text an eine überaus interessante Frau. Es ist der einzige Beitrag im Band, der sich nicht explizit auf das Gebiet des Landkreises Aichach-Friedberg bezieht. Solange jedoch nur wenige Artikel vom Prinzip der regionalen Anbindung abweichen, kann dies – gerade bei einem so anregenden Beitrag, noch dazu über eine Wittelsbacherin (immerhin nennt sich der Landkreis Aichach-Friedberg seit bald 20 Jahren auch Wittelsbacher Land) – durchaus als Bereicherung empfunden werden.

Wie in den meisten der vergangenen Ausgaben stammt der letzte Beitrag aus dem Bereich der Ornithologie. Gerhard MAYER (»Der Weißstorch *Ciconia ciconia* im Wittelsbacher Land«, S. 181–195) schildert darin die Wiederbesiedlung des Landkreises Aichach-Friedberg durch den Storch in den vergangenen 20 Jahren, eine auch für Geschichtsinteressierte lesenswerte Erfolgsgeschichte. Sein Aufsatz schließt den bunten – im besten Sinne des Wortes – heimatkundlichen Reigen des Jahrbuchs »Altbayern in Schwaben« 2016. Durch die Heterogenität und den Zuschnitt der Themen ist wieder ein Band entstanden, der sich zuallererst an die Bürgerinnen und Bürger im Landkreis Aichach-Friedberg richtet. Er präsentiert sich als kurzweiliges Lesebuch zur Geschichte des Nahraums. Dass die Aufsätze dabei alle inhaltlich fundiert sind, ist neben den einzelnen Autoren auch dem Redaktionsteam anzurechnen. Beeindruckend sind wie jedes Jahr die zahlreichen (diesmal 154) gut platzierten, überwiegend farbigen Abbildungen, die allesamt in hoher Druckqualität wiedergegeben sind.

Dem Landkreis Aichach-Friedberg gelingt es als Herausgeber des Jahrbuchs »Altbayern in Schwaben«, einen vergleichsweise großen Leserkreis (die Auflage von 1.000 Stück ist meist binnen Jahresfrist vergriffen) mit fundiert verfassten Beiträgen zu erreichen. Damit trägt die Reihe auch dazu bei, ein Gemeinschaftsgefühl der beiden Landkreishälften Aichach und Friedberg zu fördern und die Identität der Bewohner als Altbayern in Schwaben zu festigen.

Christoph Lang

STADT NEUSÄSS (Hg.), *Der Bismarckturm in Steppach. Ein Monument des Bürgerengagements* (Neusässer Beiträge zur Denkmalpflege 14) Neusäß 2017.

Sie stehen bzw. standen in Deutschland, in Frankreich, in Polen, Kamerun, Chile, Dänemark oder auch in Papua-Neuguinea: Bismarcktürme und Bismarcksäulen. Den Ausgang nahm die »Bewegung« an einem Dezemberabend 1898 im thüringischen Rudolstadt, wo sich – angeführt vom Gymnasiallehrer Hermann Leinhose – gut drei Dutzend national gesonnene Männer versammelten, um Otto von Bismarck, den langjährigen, wenige Monate zuvor verstorbenen Reichskanzler und »Schmied des Deutschen Reiches« zu ehren. Angedacht wurde ein Turm mit Feuerschale auf der Spitze. Im Folgejahr kam es zu einem Architektenwettbewerb, bei dem sich der junge Wilhelm Kreis, 1873 in Eltville am Rhein geboren, mit dem ersten seiner drei eingereichten Entwürfe gegenüber rund 300 weiteren Vorschlägen durchsetzen konnte. Der Siegesentwurf mit dem wagnerianischen Titel »Götterdämmerung« überzeugte die Jury durch seine Verbindung von auf Fernsicht angelegter Monumentalität und steingewordenem Geschichtsbewusstsein. Kreis' »Götterdämmerung« wurde neben Neusäß-Steppach noch weitere 46 Mal – nicht mitgezählt die Varianten – umgesetzt und legte damit ein nationales Gedenknetz über das Reich. Der Steppacher Bismarckturm, dem eine hier anzuzeigende, ansprechende und aus den Quellen geschöpfte Broschüre zum Tag des Denkmals 2017 gewidmet wurde, ist geprägt durch die architektonische Gegenüberstellung zum Heiligen Haus auf dem Kobel im Sinne einer nationalliberalen, auch protestantischen Antwort auf die ultramontane, katholische Wallfahrtskirche. Andrea FABER, Stadtarchivarin von Neusäß, und der durch zahlreiche Arbeiten nicht zuletzt zur Augsburger Geschichte im 20. Jahrhundert ausgewiesene, langjährige Direktor des Bayerischen Hauptstaatsarchivs München, Gerhard HETZER, stellen in ihren Beiträgen den Architekten Wilhelm Kreis vor, betrachten Geschichte und Ausführung des Bismarckturms und verfolgen die historischen Inanspruchnahmen im Wandel der Zeiten – hierzu nur zwei Beispiele: 1905 wurde dort bei äußerst miesem Wetter der Schlacht von Sedan gedacht, am 21. Juni 1937 begingen nationalsozialistische Verbände in einer »konzertierten Aktion« die Sonnwendfeier – SS beim Bismarckturm, SA in Deuringen und das NS-Kraftfahrkorps auf dem Kobel. Herauszuheben bei den Studien ist das stete Bemühen der breiten Kontextualisierung. Die Beiträge



Bismarcksäule bei Augsburg (Stadtarchiv Neusäß F VI 03.01)

bleiben nicht hängen am Uracher Tuffstein des Steppacher Bauwerks, dessen Grundsteinlegung 1901 und dessen Fertigstellung vier Jahre später erfolgte. Die Einordnung in die allgemeine Geschichte, der Vergleich mit anderen historisierenden Denkmälern der Zeit machen neben der Aufarbeitung ungedruckter Quellen aus Augsburg, Neusäß und München die Qualität des Heftes aus. Zu beziehen ist es über das Stadtarchiv Neusäß.

Christof Paulus